



Lou Andreas-Salomé

# Der Mensch als Weib

Textausgabe



MedienEdition Welsch

## Zum Essay

Diese Ausgabe enthält den Text der Erstpublikation in ungekürzter Form, wie sie in der Neuen Deutschen Rundschau/Freien Bühne (10, 1899, S. 225–243) erschienen ist und neu publiziert wurde in: Lou Andreas-Salomé: Aufsätze und Essays Bd. 2 Philosophie – »Ideal und Askese« (AuE 2), S. 95–130.

Um auch in der elektronischen Ausgabe **Zitierfähigkeit** bieten zu können, wurden die Seitenzahlen der Neuedition in den Text aufgenommen (z.B. [24]). Sie zeigen stets den Beginn der Seite an. In den wenigen Fällen, in denen der Seitenumbruch mitten im Wort erfolgt ist, wurde er nun ans Ende dieses Worts gesetzt.

Die ursprünglichen Schreibweisen und die Zeichensetzung wurden bewusst beibehalten. Zur Vereinheitlichung wurden lediglich die Regeln der Rechtschreibreform von 1901 (th zu t, ss zu ß, c zu z, v zu w) auf den Text angewendet. Eindeutige Schreibfehler wurden – unter Berücksichtigung der Lautstandswahrung – stillschweigend korrigiert.

Die charakteristischen Sperrungen der Erstausgabe wurden in die kursive Schreibweise umgesetzt.

# Der Mensch als Weib (1899)

## Ein Bild im Umriß

In Bölsche's jüngst erschienenem Buch über das Liebesleben in der Natur steht unter vielen schönen Geschichten ein munteres Märchen. Das ist das Märchen vom Rumpelstilzchen. Wir Alle kennen es von unserer Kindheit her, und es soll nicht etwa hier wiederholt werden. Aber das, wozu Bölsche es sinnbildlich in seinem Buch benutzt, die drastische Schilderung von allerlei Liebesvorgängen in primitiven Lebewesen, das klingt, wenn man es recht liest, wie ein Märchen aus einer Ur-Ur-Kindheit von uns selbst in unsre wachen Gedanken und unser kompliziertes Menschendasein hinein. Man entfernt sich nicht so weit, wie man wohl glauben möchte, von dem, was auch heute noch in uns wirkt, wenn man sich in das Reich der kleinsten Organismen, der einzelligen Wesen, zurückträumt, die sich noch weder zu Pflanzen noch zu Tieren differenziert haben, und an denen sich noch die mannigfachsten Arten der Vermehrung und Fortpflanzung, bis zur schließlichen Entwicklung bestimmter Geschlechtsunterschiede, beobachten lassen. Diese Geschlechtsunterschiede ergeben sich aus der Kleinheit und Beweglichkeit der einen Zellkörperchen, und aus der Größe und Trägheit der andern, und zwar so, daß die erstere Eigenschaft sich jedesmal aus der letztern ableiten läßt: solche Zellchen, die zu klein geraten sind, – zum

Beispiel weil ihre Elternzelle sich in allzu viele oder allzu ungleiche Kinderzellen zerspalten hatte – sind, um lebensfähig zu bleiben, besonders stark auf Anschluß angewiesen und werden dadurch auf Suchen und Ausschwärmen hingedrängt. [96] Die großgeratenen Zellen dagegen, denen verhältnismäßig weniger fehlt, um allmählich selbst bis ans Wachstum der Elternzelle heranzureichen, benötigen des Vorwärtstrebens minder, verharren deshalb an ihrem Platz oder in dessen Nähe. Erst wenn die Vielzahl der kleinen beweglichen männlichen Schwarmzellen auf eine solche große träg ruhende weibliche Eizelle zukommt, dann erschließt sie sich, saugt eines der fremden Zellenkörperchen behufs besserer Ergänzung in sich hinein.

An diesem Vorgang, wie sehr man ihn auch im Märchenstil umschreiben mag, ist etwas, das ganz so wirkt, wie wenn aus irgendwelcher altersgrauen Urtiefe zu uns an's Licht des Tages herauf ein Spiegel dunkel erschimmerte, auf dessen geheimnisvollem Grund die Geschlechtsphysiognomie der Menschen schon im Umriß erkennbar wird.

Aller Frauen-Emanzipation, und was sich so nennt, zum Entsetzen kann man sich der Mahnung daran nicht entschlagen, wie tief in der Wurzel alles Leben schon das weibliche Element als das geringer Entwickelte, als das Undifferenziertere, aufkommt, und grade dadurch seinen hervorstechendsten Zweck erfüllt. Das kleine männliche Zellchen erscheint, unbeschadet seiner Kleinheit, – ja eben

infolge dieser sich helfen müssenden Kleinheit, – von vornherein als das geborene Fortschrittzellchen, als das unzufriedene, sich neue Ziele steckende, sich neue Arbeit schaffende, kurz als das durch Drang und Not sich entwickelnde Element. Es gleicht einer immer weiter vorwärts laufenden Linie, von der man nicht weiß, wo sie etwa noch anlangen mag, während die weibliche Eizelle einen Kreis um sich geschlossen hält, über den sie nicht hinausgreift. Wozu auch? ist es doch, als besäße sie in ihm, in dieser Ausstrahlung ihrer selbst, ihre eigne natürliche Heimat rund um sich; als habe sie gewissermaßen die letzten Schritte aus sich heraus, in die Fremde, in die Leere, in die tausend vagen Wesens- und Lebensmöglichkeiten draußen, nicht mehr mitgemacht; als sei sie mit [97] dem allerhaltenden unendlichen Ganzen noch unmittelbarer verbunden, daher an ihren Ur- und Grundboden noch träger gebunden. Aber eben deshalb liegt auch im Weiblichen schon so elementar und primitiv angedeutet die intaktere Harmonie, die sicherere Rundung, die in sich ruhende größere vorläufige Vollendung und Lückenlosigkeit. Eine Selbstgenügsamkeit und Selbstherrlichkeit ist in ihm, den tiefsten Wesensintentionen nach, vorhanden, die sich nicht vereinen ließe mit der Ruhelosigkeit und Rastlosigkeit dessen, was sich begehrlieh bis an die äußersten Grenzen vorwärts streckt und alle Kräfte immer stärker und spitzer zu spezialisierteren Betätigungen spaltet und zersplittert. Was sich früher abschließt, vermag sich eben deshalb zu